

Denn die Freude, die wir geben...

Autor(en): **Mangold, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denn die Freude, die wir geben...

Ruth Mangold

Wenn man in ein fremdes Land reist, hat man, neben der frohen Erwartung für alles Neue, neben der Absicht, Land und Leute in ihrer Eigenart kennen und verstehen zu lernen und möglichst viele wertvolle Erinnerungen mit nach Hause zu nehmen, auch das prickelnde Gefühl einer ängstlichen Ungewissheit.

So ungefähr war es auch mir zumute, als mich mein Lehrschwesternfahrplan in eine psychiatrische Klinik führte. Die Psychiatrie ist für uns Schwestern der allgemeinen Krankenpflege ein ziemlich fremdes Gebiet, und doch lässt es sich nicht von unserer Tätigkeit am Krankenbett im Spital abgrenzen.

Nach einer kurzen Begrüssung und einigen einführenden Worten wurde uns acht Schülerinnen ein grosser Schlüsselbund ausgehändigt. Die Oberschwester begleitete uns auf die verschiedenen Abteilungen.

Als sich die schwere Eichentüre der Frauenabteilung für unheilbare und unruhige Patienten hinter mir schloss und ich inmitten einer Schar laut gestikulierender Frauen stand, muss ich ein ähnliches Gesicht gemacht haben wie ein Bergbauernkind, wenn es sich zum erstenmal im Götümmel einer Grossestadt zurechtfinden soll. Man hat Angst und ist zugleich fasziniert von dem vielen Neuen, Fremden und Geheimnisvollen. Ein Gewirr von Stimmen, unverständlich, laut und wogend, schlug mir entgegen. Eine Masse von Frauen starrte mich neugierig, misstrauisch, ausdruckslos, abweisend, fragend und lächelnd an. Nie will ich die mannigfaltigen Ausdrücke in den verschiedenen Gesichtern vergessen, nie die Welle von Mitleid verebben lassen, die mich in den ersten Minuten mit meinen neuen Schützlingen gefangennahm.

Es ist schwer, solche Eindrücke in Worte zu fassen. Doch können sie durch Taten sprechen, wenn wir die treibende Kraft zur humanitären Ethik im Anstaltsalltagsleben, die durch solche Eindrücke ausgelöst wird, immer neu ausüben und fördern.

Neben dem Leid, das mich anstarrte und mich mit allen guten Vorsätzen des Helfenwollens erfüllte, sah ich die kahlen Wände, die verriegelten, fast undurchsichtigen Fenster, die Türen ohne Türfallen, die Wasserhähnen, die eigentlich keine waren, und langsam schwand mein Idealismus. Der kleine Teufel Egoismus schob mir Bilder von hellen, freundlichen Spitälern, sonnigen Aufenthaltsräumen und dankbar lächelnden Patienten vor Augen.

Wie lange mochte ich so sinnend dagestanden haben? Sicher waren es nur Sekunden. Immer wieder sind es unsere Mitmenschen, die uns in die Wirklichkeit zurück-

holen, bevor sich unsere Gedanken in unfruchtbarer Unwirklichkeit verlieren. Eine kleine klebrige Hand schob sich vertrauensvoll in die meine, und ein kleines Mädchen — später erfuhr ich, dass es eine vierundzwanzigjährige Frau war — fragte mich: «Wie heisst du? Bleibst du jetzt bei uns? Ich bin Rösli und bin schon lange hier. Schau, welch schönes Kleid ich habe. Nicht wahr, du schenkst mir deine Schuhe, wenn du sie nicht mehr brauchst? Ich habe doch keine.» Damit war der Bann gebrochen. Was Verstand und Schultheorie über die Kontaktnahme mit psychisch kranken Menschen nicht fertiggebracht haben, ist der Spontaneität eines einfältigen Mädchens gelungen. Auch hier wieder ein Hinweis auf die Tatsache, dass nichts so wichtig und von so durchdringender Macht ist, wie die direkte Beziehung von Mensch zu Mensch als Bruder in Christus.

Die Frauen, die ich zusammen mit zwei Psychiatrieschwestern betreuen sollte, waren vor allem gezeichnet durch den langen Aufenthalt in der Anstalt. Manche waren schon vierzig Jahre hier.

Auf Grund des körperlichen und seelischen Abbaus und des damit bedingten Persönlichkeitsverlusts, auf Grund der Wirkung stark sedierender Medikamente und der dadurch hervorgerufenen Resignation ist es unmöglich, verschiedene Krankheitsbilder sofort zu erkennen. Vielmehr unterscheiden sich die Kranken durch noch vorhandene Aktivität, Intelligenzquote und Ansprechbarkeit. Wir haben die Gruppe der Teilnahmslosen, die sich wie Marionetten führen lassen, bei denen auch die stumme Verzweiflung in den Augen fehlt, wie man sie oftmals findet, wenn man sich individuell mit dem einzelnen befasst. Gross ist die Zahl derer, die durch Entwicklungsstörungen oder krankhafte Prozesse im Gehirn auf einer infantilen Stufe stehen. Das Gesamtbild unserer vierzigköpfigen Familie beherrschen die Unruhigen. Das Gritli, das plötzlich laut schreiend ein unschuldiges Idiotenkind angreift und schlägt. Das Vreni, welches friedlich strickt und von einer Sekunde zur andern alles zerstört und die schlimmsten Schimpfworte austeilt. In solchen Situationen hilft nur Ruhe und überlegtes Eingreifen. Unsachgemässes Verhalten der Schwester kann eine allgemeine Panik auslösen. Nicht in jedem Fall hilft Liebe. Doch sie ist das grösste Machtmittel der guten Psychiatrieschwester. Oft kann man beim Betreten des Aufenthaltsraumes am Verhalten der Patienten erkennen, welche Schwester die Aufsicht führt. Hier wirkt nicht allein das Organisationstalent, nicht nur die Umgebung, vielmehr ist es die Einstellung der Betreuerin. Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung von Verände-

rungen meteorologischer, akustischer und räumlicher Art auf die Psyche jedes Menschen, am grössten aber ist der Einfluss der Menschlichkeit — oder Unmenschlichkeit — für unsere Patienten.

Eine Psychiatriseschwester muss durch ihre Persönlichkeit wirken, muss vielmehr an Liebe und Verständnis, Geduld und Selbstbeherrschung ausstrahlen als wir Schwestern der allgemeinen Krankenpflege. Oft hat sie während ihrer ganzen Arbeitszeit keine Möglichkeit, einen vernünftigen Gedankenaustausch, ein Gespräch oder eine kleine Aufmunterung zur persönlichen Stärkung einzuflechten. Sie scheint die immer Gebende zu sein. Ist sie es wirklich? Vielleicht fehlt der heutigen Generation etwas vom Erkennenkönnen der Grösse in den kleinen Dingen. Wir sind verwöhnt, anspruchsvoll und verkrampft. Sagt doch Albert Schweitzer: «Viel Kälte ist unter den Menschen, weil wir es nicht wagen, uns so herzlich zu geben, wie wir sind.»

Nie ist mir so deutlich die Wahrheit des Spruches: «Denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück» bewusst geworden wie während meines Aufenthaltes in der psychiatrischen Klinik. Dort konnten selbst die bescheidensten Gesten eine Welle von Licht und Freude verbreiten.

Es sind vor allem Eindrücke und kleine Erlebnisse, die meinen Praktikumsaufenthalt prägten. Die Zeit war zu kurz, um die Gesamtheit der Krankheitsbilder, die Therapiemöglichkeiten und -erfolge in ihrer Vielfalt und Ganzheit zu erfassen. Der Gewinn ist eine persönliche Bereicherung, eine Vertiefung der Ehrfurcht vor dem Leben.

Heidi hatte mir schon am ersten Tag meine Haube zerstört. Am zweiten Tag bekam ich eine schallende Ohrfeige, und am dritten Tag war ich bereits gewandt genug, um den Schlägen auszuweichen. Heidi stand den ganzen Tag am Lautsprecher und freute sich unbändig, wenn jemand Musik einstellte. Sicher waren meine Ungeschicklichkeit und die Tatsache, dass ich ein Fremdkörper im gewohnten Alltagsbild war, schuld an den Schlägen. Heidi verhielt sich tagsüber im grossen und ganzen ruhig. Ein Drama spielte sich erst ab, wenn es ins Bett musste. Es schrie, biss, zerriss Kleider und konnte nur durch Anbinden eines Fusses im Bett festgehalten werden. Als ich meine anfängliche Angst etwas überwunden hatte und mich frei und sicher unter den Patienten bewegen konnte, nahm ich eines Abends all meinen Mut zusammen und setzte mich an Heidis Bettrand und sang ihm ein Lied. Der Versuch misslang; ich flüchtete vor Heidis Fäusten. Angespornet durch meinen Misserfolg

und getrieben von Mitleid zu diesem zarten Geschöpflein, wagte ich es am nächsten Abend nochmals. O Wunder, Heidi wurde ruhig und folgte selig lächelnd meinen kläglichen Tönen. Kaum hatte ich das Lied zu Ende gesungen, fing Heidi wieder an zu schreien. Abend für Abend setzte ich mich nun zu ihm. Es ging nicht lange, da wurde es ruhig, sobald ich den Wachsaaal betrat. Es faltete die Hände und schaute mich erwartungsvoll an. Heidi konnte nicht sprechen, aber es summte ganz leise die Melodie mit, und das grösste Geschenk bedeutete es mir, wenn es — was nicht immer der Fall war — auch nachher ruhig blieb und noch mit gefalteten Händen einschlief. Braucht es da noch Worte, um zu sagen, wie gross und beglückend ein solches Erlebnis ist? Ich habe mit meinem bescheidenen Lied noch manches Lächeln hervorzaubern, manche Situation retten können.

Das einzige, was unser Stefi noch sagen konnte, war «Oepfelchueche und Nidle». Es sagte das so oft, dass man es gar nicht mehr in sich aufnahm. Auch ich gewöhnte mich rasch daran. Ich hörte es erst wieder, als ich in einer Bäckerei Apfelkuchen mit Rahm sah. Kurz entschlossen kaufte ich ein grosses Stück und brachte es unserem Stefi. Sicher hatte ich noch nie jemandem eine grössere Freude bereitet. Das Gesicht hätten möglichst viele sehen sollen! Ich kann seither nie mehr Apfelkuchen essen, ohne dabei an Stefi zu denken und zu hoffen, dass hie und da jemand sein flehendes Stimmlin ernst nimmt und ihm ein Stück Apfelkuchen bringt.

Ganz besonders ans Herz gewachsen waren mir die mongoloiden und geistig unterentwickelten Patienten. Nicht weil sie besonders lieb, anhänglich und anspruchslos sind, sondern weil sie mehr als alle andern auf unser Einfühlungsvermögen, unsere Geduld und Hilfe in den kleinsten und selbstverständlichsten Alltagsverrichtungen angewiesen sind. Gleich Säuglingen brauchen sie ausser Nahrung und Schlaf nichts, und doch hängt ihre Entwicklung, ihre seelische Verfassung und ihr psychisches Befinden weitgehend von der sie umgebenden Atmosphäre ab. Sie brauchen Liebe und Verständnis der Mitmenschen ebenso nötig wie jeder andere Mensch. Dass gerade diese Geschöpflein besonders empfindsame Gemüter haben, will ich an einem letzten Beispiel zeigen.

Gritli gehörte zu den vielen Patienten, die weder reden noch selber essen konnten. Es war ein «Idiötl». Nie habe ich auf seinem Gesicht auch nur die geringste Spur einer seelischen Regung gesehen. Seine Augen blickten immer gleich leer und ausdruckslos in den grauen Alltag.

Eines Abends nun — wir hatten soeben dem letzten Schützling den Brei gegeben — brach unser Gritli in ein markerschütterndes Weinen aus. Grosse Tränen rollten über seine bleichen, eingefallenen Wangen. Es schaute mich so verzweifelt an, dass ich meinte, ein anderes Kind vor mir zu haben. Was war geschehen? Gritli hatte keinen Brei bekommen. Man hatte es einfach übergangen. Gewöhnlich erhielt es zuerst das Essen, weil es zu vorderst im Saal sein Plätzchen hatte. Als es nun sah, dass wir das Essgeschirr zusammenstellten, muss ihm bewusst geworden sein, dass wir es vergessen hatten. An und für sich ist so etwas nicht tragisch zu werten. Gritli bekam seinen Brei und war wieder zufrieden. Aber einmal mehr fragte ich mich, wieviel seelisches Erleben solche Menschen in sich aufnehmen, realisieren und empfinden. Allzu schnell ist der gesunde Mensch bereit, mit seiner Intelligenz ermassen zu wollen, wo die Grenze der Aufnahmefähigkeit bei den verschiedenen Krankheiten liegt. Oft sind uns solche selbstgesetzten Grenzen bequeme Entschuldigungen, wenn wir es an der nötigen Liebe und Geduld fehlen lassen.

Es ist nicht leicht, jeden Tag mit neuem Idealismus an eine Arbeit zu geben, in der man oftmals keinen Erfolg erwarten kann, noch ein nach aussen sichtbares Ziel zu erreichen ist. Wer aber diese Menschen als unsere Nächsten, als unsere Brüder liebt und annimmt, wem einmal die Grösse der Verantwortung ihnen gegenüber aufgegangen ist, der wird im Dienst an diesen Aermsten der menschlichen Gesellschaft volle Befriedigung finden. Durch die Wirkungskraft des persönlichen Einsatzes können wir im Zusammenleben mit solchen Menschen unglaublich viele grosse und kleine Freuden erleben, die sich ein Aussenstehender gar nicht vorstellen kann. Sie geben uns viel. Ihre Liebe, Anhänglichkeit und Naivität ist von so unverfälschter Herzlichkeit, dass wir nur immer wieder staunen können und oft reichlich belohnt werden. Wem die tragende Kraft als Frucht umfangreicher Bemühungen mit besonders schwierigen Patienten in ihrer Grösse bewusst geworden ist, wer unter dem Einfluss der Ehrfurcht vor allem Leben seinen Dienst am kranken Mitmenschen ausübt, sei es nun als Psychiatrischwester oder indirekt durch eine positive Aufklärung der Bevölkerung und damit Gewinnung von qualifiziertem Pflegepersonal, um die auch in diesem Zweige der Krankenpflege herrschende Personalnot zu beheben, wirkt mit an der grossen Arbeit, die noch zu erfüllen ist, um der Verantwortung als gesunder Mensch dem Kranken gegenüber gerecht zu werden.

Wir wissen alle nicht, ob wir nicht auch eines Tages auf die Hilfe der Mitmenschen angewiesen sein werden, ob das grosse Glück, einen gesunden Verstand und Geist zu haben, nicht schon morgen in Scherben vor uns liegt. Vielleicht erkrankt jemand, der uns sehr nahesteht, und muss in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Verlangen wir dann nicht Gewähr dafür, dass diese uns nahestehenden Menschen mit Liebe, Verständnis und Geduld umsorgt werden? Dürfen wir das einfach so voraussetzen, ohne uns selber je mit diesen Problemen auseinandergesetzt zu haben und selber etwas getan zu haben im umfangreichen Möglichkeitsgebiet des Dienstes des Gesunden für den Kranken?